

nunft als je neu korrigierbare, zukunfts offene und engagierte erscheint. Dem begründenden Argument kommt somit eine vorrangige Bedeutung zu. Entsprechend werden die drei hervorstechenden Denktypen heutiger ethischer Argumentation, die transzendental-anthropologische, die analytische und die empirische vorgestellt, wobei in der Folge vor allem die dritte Form zum Zug kommt. Daß diese andern Denkweisen aber ebenfalls vorgestellt werden, wenn auch nicht von ausgesprochenen Vertretern ihrer Richtung (man hätte da an K. Demmer bzw. B. Schüller denken können), dürfte dem Leser eine besonders wertvolle Orientierungshilfe sein.

Christliche Ethik als Integrationswissenschaft

Die von diesem Einstieg her vorgelegte *materiale Grundlegung von Ethik* und ihrer Verbindlichkeitsstruktur wird unter dem Stichwort der „Orientierung“ christlich theologisch weitergeführt und entfaltet, und zwar in ihren Strukturen wie in ihren Vermittlungsinstanzen, in der biblischen Rückkoppelung, in der kirchlichen Bindung wie in ihrem Bezug zur Lehre und in ihrer erst durch die säkularen Wissenschaften erschlossene Sachbezogenheit, wobei anschließend geschichtlich gewordene, konkrete Rezeptionsformen solcher Vermittlung eigens dargelegt werden. Die Naturrechtslehre, die Zwei-Reiche-Lehre, aber auch außer-europäische Ausprägungen (Nordamerika und Asien) kommen zur Sprache und münden in die dem heutigen Menschen besonders aktuelle Freiheitsthematik. Schließlich wird christliche Ethik als *Integrationswissenschaft* vorgestellt, die es dem einzelnen erlaubt, sich in der Gemeinschaft und damit die Gesellschaft als letztlich sinnvoll zu erfahren und ihn sich selber so vollziehen läßt: Schöpfung, Rechtfertigung, Eschatologie und Veröhnung werden dazu als Ansatz-Stichworte besprochen, während am Dialog mit der Anthropologie dasjenige der Identität, d. h. der Selbstwerdung des Menschen, herausgestellt wird.

Aus dieser Sicht entfalten sich dann auch die im *zweiten Band* aufgegriffenen speziellen Thematiken, die entsprechend mehr auf die Erschließung von Freiheitsräu-

men, als auf restriktive Regelungen bedacht sind, gelegentlich sogar noch stärker, als es die zitierten Dokumente beabsichtigten (vgl. dazu die Hinweise von H. Ringeling auf die Basler Synodentexte hinsichtlich der vorehelichen Sexualität). Daß damit gerade im Umfeld der katholischen Moraltheologie deutlich eigene, nicht unbedingt von lehramtlichen Äußerungen gedeckte Meinungen und Positionen vertreten werden, versteht sich dann von selber. Eine kritische Lektüre wird dies bei der eigenen Urteilsbildung entsprechend nicht aus dem Bewußtsein verlieren dürfen.

So bietet das Handbuch eine breit angelegte, aktuelle und auf sorgfältiger Grundlagenarbeit beruhende *christliche Normethik* hinsichtlich einer personal humanen Selbstwerdung des Menschen. Was man dagegen im Rahmen dieser ethischen Theorie christlicher Selbstfindung umsonst sucht, ist eine Auseinandersetzung mit der Thematik der je eigenen persönlichen Berufung. Sogar das Stichwort fehlt im sonst sehr ausführlichen Register. Da auch kein eigener Abschnitt sich mit dem *Gewissen* befaßt, läßt hinsichtlich dieser charismatischen Dimension christlicher Selbstverwirklichung das Handbuch eine empfindliche Lücke offen.

Zwar wird man einwenden, einschlußweise komme diese Problematik dennoch zur Sprache. Ein genaueres Zusehen zeigt aber, daß Gewissen immer im Hinblick auf den jeweiligen konkreten Verpflichtungsgrad einer normalerweise allgemein geltenden Norm bedacht wird und nicht in der Dimension der Wahrnehmung eines möglichen persönlichen Anrufes Gottes. Mit anderen Worten: Gewissen ist hier vorab, wie die traditionelle Terminologie formulieren würde, befaßt mit der „applicatio legis“. Hinsichtlich der Anliegen einer *Existentialethik* personaler Nachfolge Christi (und zwar für jedes christliche Leben) bleibt das Handbuch so trotz einiger weniger Hinweise und entgegen seiner übrigen Tendenz hinter dem vor allem im katholischen Raum in harter Auseinandersetzung mit dem Zweiten Vatikanum Erreichten leider zurück. – Die in der Normbegründung unerläßliche Forderung nach ausweisbarer Rationalität ist vorbildlich durchgehalten. Ob man sie hinsichtlich der Plausibilität einer je personalen Entscheidung eines tätigen Glaubens nicht zu sehr eingengt hat, bleibt so als Frage.

Franz Furger

Tagungen

Hoffnung in der Lebenskrise?

Zum neunten Salzburger Humanismusgespräch

Man wird in der Geschichte des Salzburger Humanismusgesprächs und seiner durchwegs attraktiven Themenstellungen schon ziemlich weit zurückgehen müssen, um auf

eine Tagung zu stoßen, die sich mit der diesjährigen Veranstaltung auch nur annähernd vergleichen ließe. Am ehesten dürfte sich dafür wohl die des Jahres 1970 über

„Die Zukunft der Religion“ anbieten, wobei freilich sofort deutlich wird, wie rasch heutzutage Fragestellungen veralten. Wem würde es heute noch einfallen, allen Ernstes zu fragen, ob die Religion überhaupt noch eine Zukunft habe, wie man dies Ende der sechziger Jahre in Anknüpfung an die Religionskritik der Aufklärung und unter dem Deckmantel „wertfreier“ Soziologie noch mit einigem guten Glauben tun konnte?

Es geht hier gar nicht in erster Linie um die offenkundige Falschheit konkreter Prognosen, auch nicht um die Fragwürdigkeit prognostischer Modelle, deren ideologische Voraussetzungen klar auf der Hand liegen und die dennoch das überhebliche Gerede von der „nachchristlichen“ Ära weiterhin legitimieren, und zwar ohne Rücksicht darauf, daß dadurch Millionen gläubiger Menschen zu hoffnungslosen Nachzüglern des dynamisch-voranschreitenden Weltgeistes degradiert werden.

Wichtiger ist, daß die neuzeitliche Aufklärung und der neuzeitliche Fortschrittsbegriff, die sich seinerzeit ganz wesentlich am Gegenbild der Religion geformt und entworfen haben, ihren Selbstverständlichkeitscharakter eingebüßt haben und selber zum Problem geworden sind, und zwar genau in dem Maße, als ihre zivilisatorischen Folgekosten immer schmerzlicher spürbar werden. In einer solchen Situation, in der sich die Vorzeichen der Krise gleichsam umgekehrt haben, liegt natürlich die Versuchung nahe, in der Krise der wissenschaftlich-technischen Zivilisation „Morgenluft für die Religion zu wittern“. In der Tat ist die Zahl derer, die sich hier bestimmte Gewinnchancen ausrechnen, nicht gering, und auch das 9. Salzburger Humanismusgespräch konnte zuweilen den Eindruck erwecken, hier werde ein unerbittliches Scherbengericht über die Moderne oder über das, was von ihr übriggeblieben ist, abgehalten.

Indessen besteht für derlei Gefühle der Befriedigung, oder gar des Triumphes, wenig Anlaß. Denn erstens bedroht die heutige Überlebenskrise, falls es sie wirklich geben sollte, ausnahmslos alle Menschen, und zweitens wird man die Religion und im besonderen das neuzeitliche Christentum zumindest von einer gewissen Mitschuld an ihrer Entstehung kaum freisprechen können. Um das zuzugeben, muß man sich nicht unbedingt in jener heute so beliebten Übung masochistischer Selbstzerfleischung ergehen, die der israelische Religionswissenschaftler *Zwi Werblowsky* deutlich und mit Recht als christliches „Neoflagellantentum“ ironisiert hat.

Es genügt, sich zu vergegenwärtigen, wie wenig die Christen und wie wenig die christlichen Kirchen – wenn man von bestimmten Randgruppen absieht – im Grunde genommen zu dem heute unbedingt notwendigen Bewußtseinswandel in Sachen Fortschritt beitragen und wie sehr sie andererseits auf der allgemeinen Linie eines völlig kritiklosen Fortschritts- und Wachstumsdenkens liegen, das so tut, als gäbe es keine Endlichkeit und keine Grenzen.

Demgegenüber ließ die Titelformulierung des 9. Salzburger Humanismusgesprächs „Hoffnung in der Überle-

benskrise?“ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und das Fragezeichen bezog sich nicht so sehr auf die Tatsache der Krise selbst, als vielmehr darauf, ob es in ihr noch Hoffnung gibt und wie diese Hoffnung näherhin zu begründen sei. Dabei war der Veranstalter ursprünglich von der Annahme ausgegangen, daß die Frage, ob sich heute die Menschheit als Ganzes in einer grundsätzlichen Krise befindet, unter den Zeitgenossen nach wie vor höchst kontrovers ist und daß ihre Beantwortung in dem einen oder anderen Sinn weniger von gesicherten wissenschaftlichen Daten als von Grundstimmungen abzuhängen scheine; sowohl Optimisten als auch Pessimisten fänden daher jeweils reichlich Bestätigung für ihre Argumente.

Ein Fundamentalprozeß der Evolution

Genau dagegen wandte sich jedoch mit größter Entschiedenheit der Freiburger Genetiker Prof. *Carsten Bresch*, sicher eine der interessantesten Erscheinungen bei diesem Symposium. Ihm zufolge ist die heutige Menschheitskrise – weit davon entfernt, von irgendwelchen subjektiven Grundstimmungen oder Erlebnissen abzuhängen – der Kulminationspunkt eines Fundamentalprozesses der natürlichen Evolution, dessen einzige Parallele vier Milliarden Jahre zurückliegt, als die Natur durch die Hervorbringung erster primitiver Lebensformen die der anorganischen Materie innewohnenden und durch die Gesetze der Thermodynamik gesetzten Grenzen durchbrach. Heute, an der „zweiten Schwelle zur Evolution“, wie Bresch sie nennt, stehen wir vor einem ähnlichen Durchbruch, in dessen Verlauf sich die Speicherung und Weitergabe von Wissen und Erfahrung zunehmend von ihrer biologisch-genetischen Grundlage im menschlichen Gehirn emanzipiert und zu einem hochkomplexen „Muster“ eigener Art verselbständigt. Dieser Prozeß begann bereits nach der Erfindung der Lautsprachen und der Schrift, er wurde dann durch die Einführung der Drucktechnik und der elektronischen Informationsmedien ungemein beschleunigt und hat schließlich durch die Erfindung des Computers einen Punkt erreicht, von dem ab die Information zum alles beherrschenden System wird. Keine kulturhistorische Analyse könne der heutigen Menschheitskrise voll gerecht werden, deren ganze Tragweite nur aus der Sicht einer umfassenden Evolutionstheorie verstehbar sei.

Die Evolution liefere viele Beispiele für eine Überwindung von Krisen. Der heutigen Situation komme dabei am nächsten die Entstehung der Vielzeller. Auch damals mußte der Einzeller in seiner genetisch programmierten Tendenz zur hemmungslosen Replikation gezügelt werden. Er mußte auf seine eigene Vermehrung zugunsten der Harmonie des Zellverbandes verzichten. Damals gelang es dem System der genetischen Information, den in der Vergangenheit aufgebauten – und bis dahin so förderlichen – „Egoismus“ des Einzellers zu überwinden. Heute stehe dafür das weit wirkungsstärkere System der intellektuellen Information zur Verfügung – aber es bleibe nur

wenig Zeit, und es gebe nur eine (*eine*) Menschheit, sagte Bresch.

In seiner erfrischenden Direktheit und Unmittelbarkeit war Carsten Bresch ohne Zweifel ein großer Gewinn für das 9. Humanismusgespräch. Wieder einmal zeigte sich sehr deutlich, daß ein aufgeschlossener und offener Naturwissenschaftler weit unkonventioneller zu denken und zu fragen versteht als mancher seiner Kollegen von der geisteswissenschaftlichen Fakultät.

Dennoch mochte sich der eine oder andere Zuhörer fragen, wie wohl der durch ständigen Informationsbeschluß geplagte Mensch von heute, der noch immer durch seine biologische Vergangenheit und Vorvergangenheit geprägt ist und, wenn's hoch geht, in Lebensaltern und Generationen zu denken vermag, die ungeheure Abstraktion dieser 4 Milliarden Jahre in den Vollzug seines begrenzten und endlichen Daseins zu integrieren vermag. Es mag für ihn ein schwacher Trost sein zu hören, daß die Evolution, einmal ins Rollen gebracht, wie auf Schienen weiterläuft, auch wenn es dabei viele Weichen und manches Abstellgeleise gibt. Wie aber, wenn auch unser Planet Erde ein solches Abstellgeleise wäre? Nun, dann geht eben die Evolution, die mit Gesetzmäßigkeit in Richtung stets höherer Musterkomplexität, sprich: Intelligenz, verläuft, anderswo weiter – auf irgendeinem anderen Planeten: denn wo steht schließlich geschrieben, daß der Mensch ihr letztes Ziel ist?

Eine solche Perspektive mag zwar Bescheidenheit und Demut lehren – auch nach Kopernikus und Darwin dünkt sich ja der Mensch als die Krone der Schöpfung! –, doch dürfte sie schwerlich dazu imstande sein, die so dringend notwendige Einsicht in die Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit unserer irdischen Lebenswelt zu vermitteln.

Wie sagte doch der amerikanische Theologe *Conrad Bonifazi* so schön? „Die Erde ist für unser Überleben unerlässlich, und wir sind einigermaßen verantwortlich für das Schicksal unserer abgekapselten Wohnstätte im Kosmos, so daß uns die unwahrscheinlich anmutende Aufgabe auferlegt ist, dieses zerbrechliche Raumschiff, nämlich unsere Erde, zu lieben.“

Störung der Lebensgleichgewichte

Gegenüber dem durch seinen Verfremdungseffekt an „Science-fiction“ gemahnenden Kolossalgemälde, das Carsten Bresch vor seinen Zuhörern entrollte, nahmen sich die Ausführungen des Anthropologen und Biologen Prof. *Joachim Illies* (Schlitz) geradezu altväterlich vertraut aus. Auch er sprach von der Krise als einem fundamentalen Gesetz der Kulturbilogie, von der Evolution, die ihren eigenen Rhythmus hat: aus der bergenden Hülle der jeweiligen Ausgangslage gibt es den Aufbruch in das Andere und Neue – die Geburt, die ebenso wie der Tod eine Überlebenskrise ist. Doch was für den Einzelmenschen gilt, gelte auch für die ganze Menschheit: auch sie macht solche Krisen durch, solange es Entwicklung, solange es Leben gibt. Immer sei ein Preis zu zahlen für das Erreichen

eines höheren Existenzzustandes, und immer habe dieser Preis etwas mit Schmerz, Angst und Verzicht zu tun. So habe auch die gegenwärtige weltweite Krise der Menschheit bei aller Bedrohlichkeit auch den tröstlichen Aspekt von Geburtswehen eines neuen Evolutionsschrittes, von dem die Religion – wie Illies meint – mehr wisse als die Wissenschaft.

Ganz abgesehen davon, daß hier Religion und Gott etwas vorschnell bemüht wurden, wie mancher meinte, wird man doch fragen müssen, ob die Krise durch ihre Einbettung in den allgemeinen Rhythmus von Geburt, Reifung und Tod, in den ewigen Kreislauf des „Stirb und Werde!“, in ihrer geschichtlichen Einmaligkeit und Einzigartigkeit nicht doch letztlich verkannt wird.

Mit der ihm eigenen Gabe prägnanter Formulierungskunst hat Prof. *Günter Altner* (Heidelberg) – Naturwissenschaftler und christlicher Theologe in einer Person – das Wesen der heutigen Krise wie folgt beschrieben: Auf der einen Seite erleben wir eine zunehmende Belastung, ja Zerstörung unersetzlicher Lebensgleichgewichte, eine zunehmende Belastung auch der physischen und psychischen Gesundheit der Menschen, im Zuge des wissenschaftlich-technischen Fortschritts; auf der anderen lassen aber die ökonomischen, technologischen und politischen Zwänge, in denen wir alle stehen, eine radikale Umkehr, ja selbst die allgemeine Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen, immer unwahrscheinlicher erscheinen. Gibt es einen Ausweg aus diesem Teufelskreis, demzufolge die technische Zivilisation auf ihren eigenen Untergang hin programmiert zu sein scheint? Altners Antwort lautet: Ja, unbedingt, denn seine Hoffnung und sein Vertrauen stützen sich auf die unverlierbare Transzendenzoffenheit des Menschen und auf die Erfahrung von Schöpfung als der Ermöglichung des stets Neuen, ganz Anderen, nicht Vorhersehbaren. Eine reale Hoffnung auf die Überwindung der gegenwärtigen Krise sieht Altner allerdings nur dann, wenn der neuzeitliche Mensch wieder lernt, seine Endlichkeit und Sterblichkeit voll und ganz zu akzeptieren. Es sei nicht zuletzt die weitgehende Verdrängung des Todes und ein dem endlichen menschlichen Dasein völlig unangemessener physikalischer Zeitbegriff, der den technischen Fortschritt so lebensfeindlich, ja tödlich macht.

Ideologische Prämissen der Aufklärung hinfällig geworden

Das 9. Salzburger Humanismusgespräch stand nicht zuletzt unter dem leitenden Gesichtspunkt jenes Dialogs zwischen Religion und Wissenschaft, wie er in den fünfziger Jahren von der Paulus-Gesellschaft in verdienstvoller Weise initiiert wurde. Freilich: sowohl die Themen als auch die Richtung der gemeinsamen Fragestellungen haben sich seit damals grundlegend geändert. Angesichts der drohenden Überlebenskrise geht es heute nicht mehr in erster Linie um die „klassischen“ Kontroversfragen weltbildhafter und weltanschaulicher Art, als vielmehr um die

gemeinsame Verantwortung von Religion und Wissenschaft für eine menschenwürdige Zukunft – ein Thema, das Kardinal *Franz König* in seinem Eröffnungsreferat ausführlich behandelte.

Wenn sich das ehemals sehr gespannte Verhältnis zwischen Religion und Wissenschaft heute weitgehend entspannt habe, so hänge das ganz wesentlich mit dem Umstand zusammen, daß wir in einem Zeitalter „nach der Aufklärung“ leben, wie der Philosoph Professor *Hermann Lübbe* (Zürich) betonte. Während sich die zivilisatorischen Impulse der Aufklärung voll durchgesetzt hatten, seien ihre ideologischen Prämissen weitgehend irrelevant geworden. Daß es heute zwischen Religion und Wissenschaft kaum mehr ernsthafte Reibungsflächen gibt, führt Lübbe darauf zurück, daß die Wissenschaft weltanschaulich uninteressant geworden ist und ausschließlich wegen ihres praktischen Nutzens geschätzt wird. Während noch ein Kopernikus, ein Darwin und auch noch ein Sigmund Freud das öffentliche Bewußtsein zu erschüttern vermochten, vollziehen sich die wissenschaftlichen Revolutionen des 20. Jahrhunderts abseits der großen Öffentlichkeit und ihrer ideologischen Streitfragen.

Demgegenüber vertrat der Münchner Theologieprofessor *Trutz Rendtorff* die Auffassung, daß die Grundannahmen, die in dieser inzwischen historisch gewordenen Konkurrenz leitend waren, nach wie vor in Geltung stehen, nämlich in der objektiven Verfassung der Wissenschaft, und zwar unabhängig von der subjektiven Einstellung der sie betreibenden Wissenschaftler. Die Versicherung, keine der Religion widerstreitenden oder sie vernichtenden Konsequenzen zu verfolgen, sei darum auch noch keine zureichende Bestimmung des gegenwärtigen Standes der Beziehungen zwischen Religion und Wissenschaft. Gerade die in ihren Folgen in die Krise geratene Aufklärung fordere gebieterisch, ihre „religiösen“ Prämissen kritisch zu erinnern: daß die Welt des Menschen Resultat eines praktischen Prozesses sei und daß diese Welt darum ausschließlich den Menschen zu ihrem Subjekt habe und nicht etwa Gott.

Dies um so mehr, wenn das Vergessen dieser Prämissen auch vergessen macht, daß die Realisierung von Aufklärung letztlich daran zu messen ist, ob sie das einzulösen vermag, was sie in ihrer kritischen Negation der Religion leisten zu können beanspruchte: nämlich Schöpfung schlechthin zu sein. Wie Professor Rendtorff betonte, sind heute die Folgen der Aufklärung so total und grenzenlos geworden, daß kein bestimmtes selbstverantwortliches Subjekt mehr angegeben werden kann, dem der Geschichtsprozeß zuzurechnen ist. Wenn aber in Übereinstimmung mit den ideologischen Prämissen der Aufklärung weiterhin daran festgehalten wird, daß dieser Prozeß ausschließlich den Menschen zu seinem Subjekt haben kann, dann ergab sich daraus die absurde Forderung, in Konsequenz der Aufklärung müsse ein neues Subjekt, ein neuer Mensch geschaffen werden. Es gibt also durchaus uneingelöste und wohl auch uneinlösbare Verheißungen

des Fortschritts, die für die Religion eine ernste Herausforderung darstellen.

Die „Post-Moderne“ und die Religion

Letztere bezieht sich, wie der Marburger Religionshistoriker Professor *Ernst Benz* in seinem gleichnamigen Referat betonte, auf bestimmte anthropologische Leerstellen, die das Fortschrittsdenken hinterlassen hat, ohne daß es bis jetzt der Religion gelungen wäre, diesen Leerraum zu besetzen. Benz nannte hier vor allem die Umdeutung des menschlichen Glücks im Sinne eines radikalen Hedonismus und Egoismus, das aktuelle Problem der Menschenrechte, das gebrochene, ja feindselige Verhältnis zur Natur und die Einschränkung der Menschlichkeit durch eine radikale Umdeutung des Todes. Doch Benz begnügte sich nicht mit der bloßen Diagnose, sondern stellte abschließend auch die Frage einer möglichen Therapie.

Wie viele Religionsgespräche, die auf dem Boden unseres christlichen Abendlandes stattfinden, stand auch das neunte Salzburger Humanismusgespräch immer wieder in der Gefahr, das Christentum in naiv-selbstverständlicher Weise mit Religion schlechthin gleichzusetzen. Und es war nicht zuletzt der israelische Religionswissenschaftler Professor *Zwi Werblowsky* von der Hebräischen Universität in Jerusalem, der durch seinen ausgeprägten Rationalismus und Relativismus die Augen dafür öffnete, daß es noch andere Religionen gibt, die Wirklichkeit, Wahrheit, Welt, Person usw. in ganz verschiedener Weise definieren.

Auch Werblowsky operiert mit den Begriffen „Post-Aufklärung“ und „Post-Moderne“, was freilich nicht bedeutet, daß die Religion in den Zustand vor der Aufklärung zurückkehren könnte. Ganz im Gegenteil ist Werblowsky der Auffassung, daß die Religion oder, genauer gesagt, der homo religiosus der Aufklärung und/oder der Wissenschaft einiges verdankt, wie beispielsweise die Möglichkeit, die eigene Tradition zu relativieren, ohne deswegen gleich einem extremen Relativismus und Nihilismus zu verfallen.

Angesichts einer Welt, die mit wachsender Beschleunigung auf die große Krise zusteuert, hält Werblowsky den interreligiösen und interkulturellen Dialog für notwendiger denn je.

Den eigentlichen Kontrapunkt in diesem neunten Salzburger Humanismusgespräch setzte jedoch Professor *Karl Rahner* mit seinem Vortrag „Jenseits von Optimismus und Pessimismus. Die unverbrauchbare Transzendenz Gottes und unsere Sorge um die Zukunft“, der wegen einer plötzlichen Erkrankung Rahners von dessen Ordensbruder und Mitarbeiter Professor *Karl Heinz Weger* vorgelesen werden mußte.

In einer Art von provozierender „Kapuzinerpredigt“ (wie er selbst seinen Vortrag charakterisierte) versuchte Rahner deutlich zu machen, daß die erste und letzte Botschaft und Maxime des Christentums letztlich *quer* liegt zu all unse-

ren Sorgen und Ängsten um die Zukunft. Diese Sorgen und Ängste sind zwar in sich legitim und gehören auch zur Existenz des Christen als solchen. Die Gestaltung der Zukunft der Menschheit ist je eine Aufgabe, die zum christlichen Leben des Menschen gehört, durch das er ewiges Heil oder ewige Verlorenheit bewirkt. Aber die erste und letzte Berufung, die über das Heil des Menschen total entscheidet, ist nicht die Sorge, in der es dem Menschen um sich selber geht, sondern die Annahme einer unverbrauchbaren Transzendenz auf Gott, in der Gott um seiner selbst willen geliebt wird und darin nicht mehr als Garant menschlicher Selbstbehauptung und Selbsterfüllung fungiert. Nur wenn der Mensch so von sich wekommt und nicht mehr zu sich selbst zurückkehrt, ist sein endgültiges Heil gegeben. Gerade diese Haltung, in der der Mensch nicht mehr seinen eigenen „Nutzen“ sucht, ist

aber ungesucht gerade jener Selbstvollzug, in dem der Mensch eine letzte Freiheit, eine letzte Getröstetheit findet, „die ihn gegenüber allen Vergötterungen innerweltlicher Mächte, gegenüber allen bloß innerweltlichen Optimismen und Pessimismen überlegen machen“.

Gerade das blanke Unverständnis, auf das Rahners Ausführungen bei vielen Zuhörern stießen, machte ungewollt etwas von der Provokation des eigentlichen Christlichen deutlich. Zudem war seine Rede allen jenen ins Stammbuch geschrieben, die das Christentum, die den christlichen Gott auf innerweltliche Funktionen festlegen wollen. Gegen alle innerweltliche Vernutzung Gottes, die sich – bewußt oder unbewußt – des Götzendienstes schuldig macht, stellte Rahner unmißverständlich die höhere Ehre Gottes.

Gerhard Ruis

Von deutscher Selbstbezogenheit zur Universalgeschichte

Zum Deutschen Historikertag 1978

Kongresse und Jahresversammlungen können der Repräsentation oder der Fortbildung, der Vorstellung von Nachwuchskräften oder der Artikulation von geistigen Bewegungen dienen, die in das Bewußtsein einer Wissenschaft oder der Allgemeinheit gehoben werden sollen. Die Teilnehmer können sich auch ganz einfach der Ausarbeitung neuer aufregender Fragestellungen widmen. Die Qualität der Tagungen ergibt sich aus dem bloßen Organisationstalent oder der Gestaltungskraft der Veranstalter und aus dem Unterschied, ob das Programm ohne Akzente bleibt oder um Kristallisationspunkte gegliedert wird. Insofern könnte die Geschichte der deutschen Historikertage ein interessantes Thema für eine Doktorarbeit abgeben.

Im Verlauf der bisherigen 32 Historikertage sind heftige Kontroversen in dramatischer Form ausgetragen, aber auch sehr langweilige Zusammenkünfte organisiert worden. Schon immer hat sich die Zeitgeschichte in der Themenwahl und in der Atmosphäre gespiegelt. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat dann die Verwirrung der ersten Jahre ebenso durchgeschlagen wie im letzten Jahrzehnt die Resignation vieler Hochschullehrer angesichts des Desinteresses und der Anfeindung, der sie oft ausgesetzt waren. In diesem Fach stehen öffentliche Anerkennung und persönliche Initiative seit jeher in einem Zusammenhang. Gleichzeitig hat es aber nie an Versuchen gefehlt, eine neue Lebendigkeit hervorzurufen. Die seit sechs Jahren andauernde *Zusammenarbeit des Historiker- und des Geschichtslehrerverbandes* bei der Vorbereitung und Durchführung der Zweijahrestagungen diente diesem Zweck. Die Grundlagenforschung sollte durch den Dialog mit der multiplizierenden Geschichtslehre an den öffentlichen

Schulen ein wenig aus der Selbstzufriedenheit der Universitäten herausgeführt werden.

Auf dem gerade in Hamburg abgehaltenen 32. Deutschen Historikertag stellten die Pädagogen zwei Drittel der Teilnehmer. Unter 1400 Anwesenden waren nur noch 220 Professoren zu finden. Die freien Geschichtsschreiber und mit historischen Arbeiten hervorgetretenen Publizisten, für die *Golo Mann*, *Franz Herre* oder *Joachim Fest* stellvertretend zu nennen wären, und die Inhaber der glänzenden Namen aus der Zunft fehlten vollständig. Ein Verlust an Substanz und ein Zuwachs der Teilnehmerzahl stehen sich gegenüber. Anhand einer solchen Bilanz wäre die Konzeption zu überprüfen, zumal der Historikertag offensichtlich seine Bedeutung als Forum einer großangelegten Meinungsbildung und als Ort der Vorstellung von hochbegabten Nachwuchskräften vor den Berufungsinstanzen einstweilen verloren hat.

Wissenschaft als universalhistorisches Problem

Der diesjährigen Veranstaltung, die vom 4.-8. Oktober im Hamburger Kongreßzentrum abgehalten wurde, fehlte aus mehreren Gründen das eindeutige Profil. Das Programm sollte die Erwartungen zu verschiedenartig interessierter Gruppen erfüllen. Für die Geschichtslehrer waren die didaktischen Probleme und die Einblicke in die Geschichte der Fachpädagogik wichtig; für die akademischen Historiker standen wissenschaftliche Problemgruppen im Vordergrund ihrer Interessen. Infolgedessen liefen zwei Tagungslinien nebeneinander her, die nur beiläufig